



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zur sozialen Frage.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

begeistern und Stimmen zu werben. Englands böser Stern aber will, daß er auf der andern Seite das Heil sucht, und so werden die Dinge vermutlich ihren Weg weiter abwärts gehen.



Zur sozialen Frage.



wei Probleme beschäftigen unablässig eine Anzahl strebsamer Geister, leider mit ziemlich gleichem Mißerfolge: die Schaffung eines lenkbaren Luftschiffes und die Lösung der sozialen Frage. Wie ist es zu machen, daß nicht einzelne zum Argernis vieler andern überreich werden und daß statt dessen alle in Wohlstand und in Freuden leben können? Das ist das Rätsel, welches die moderne Sphinx, die Sozialdemokratie, uns zu lösen aufgibt, mit der Androhung, daß, wenn es ungelöst bleibe, sie uns, d. h. die ganze bürgerliche Gesellschaft, in den Abgrund stürzen werde. Natürlich sind zahlreiche Gelehrte zur Hand, welche glauben, es müsse ihnen die Lösung gelingen. Wiederum liegen uns zwei Schriften vor, welche darauf abzielen. Sie heißen: Fortschritt und Sozialismus von Dr. S. Unger (Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1886) und: Die Gesetze der sozialen Entwicklung von Theodor Herzka (Leipzig, Duncker und Humblot, 1886).

Die erste Schrift enthält keine wesentlich neuen Gedanken. Sie giebt zunächst einen längern geschichtlichen Überblick über die sozialen Bestrebungen seit den ältesten Zeiten. Während aber alle diese älteren „Beglückungstheorien“ nichts als dichterische Träume waren, hat „das Auftreten von Karl Marx und F. Lassalle den planlos herumirrenden Bestrebungen ein festes Objekt gegeben.“ Durch sie hat der Traum früherer Forscher eine Lösung gefunden, und diese Lösung heißt: „Kollektiveigentum an sämtlichen Produktionsmitteln.“ Einer Verherrlichung dieses Gedankens ist dann das weitere Buch gewidmet, wobei die schweren Bedenken, welche Schäffle jüngst demselben entgegengesetzt hat, eifrig bekämpft werden. Ein näheres Eingehen hierauf dürfte sich jedoch kaum lohnen, da sich darin nur Bekanntes wiederholt.

Genauer betrachten müssen wir die zweite umfangreiche Schrift eines Wiener Publizisten. Er bringt in der That positive Vorschläge, durch welche die soziale Frage, statt im Wege der Revolution, im Wege der Evolution gelöst werden soll. Geschichtlich geht der Verfasser von folgender Betrachtung aus. Ursprünglich habe die Menschheit nur Einzelarbeit gekannt, und was jeder erarbeitet habe, das habe er für sich selbst erworben. Dann sei das System der organisierten

Arbeit gekommen, welches notwendig zu einer Ausbeutung des einen Teiles der Menschen durch einen andern geführt habe. Dieses ungerechte System bestehe auch noch heute. Der bisherige Lohnvertrag unterscheide sich nur in der Form, aber nicht dem Wesen nach von der antiken Sklaverei und der mittelalterlichen Hörigkeit. Jetzt stünden wir aber an der Schwelle eines neuen Systems, der organisierten freien Arbeit, bei welcher jene Ausbeutung aufhören müsse. Zur Grundlage seiner Betrachtung nimmt der Verfasser die für ihn feststehende Thatsache, daß es zufolge des bestehenden Systems der Ausbeutung dem größten Teile der Menschen überaus elend gehe. Zwar sei der Kampf entfesselt, jedermann dürfe nach dem Höchsten ringen; er müsse aber auch darauf gefaßt sein, in den tiefsten Abgrund des Elends zurückgestoßen zu werden. Es wird geredet von der großen Masse, die „bei aufreibender Arbeit im tiefsten Elend verharret“, von dem „grelle Kontraste des Massenelends mit dem grenzenlos anschwellenden Reichtum weniger,“ von der „durch Haß und Neid vergifteten Empfindung hoffnungsloser Not, gegenüber der geilen Üppigkeit des Übermuts.“ Wer verschuldet nun dieses Elend? Bei der hierüber angestellten Untersuchung wird zunächst das Kapital von der Schuld freigesprochen. Der Kapitalzins habe seine Berechtigung, er könne auch niemals den Arbeitsertrag auffaugen. Schuldig an der Ausbeutung sei in erster Linie der Unternehmergewinn, der oft das Doppelte des Gesamtlohnes der Arbeit übersteige; sodann aber auch die Grundrente, der dem Besitzer des Bodenmonopols für die Benutzung der Naturkräfte zu entrichtende Tribut. Der Grundrente falle der dauernde und letzte Vorteil jedes Kulturfortschrittes zu. Beiden Bezügen gegenüber verharre der Arbeitslohn stets nur auf der Höhe des Existenzminimums, welches jedoch weniger von den Marktverhältnissen, als von der herrschenden Meinung über das zum Leben notwendige abhängt. Staat und Gesellschaft könnten deshalb allgemeine Lohnerhöhung erzwingen, ohne in die Freiheit des Arbeitsvertrages einzugreifen, lediglich durch den Wechsel in den allgemeinen Anschauungen über das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Daß eine willkürliche Erhöhung des Arbeitslohnes durch die Konkurrenz unmöglich gemacht werde, sei ein Aberglaube, der zerstört werden müsse. Sei man erst hiervon zurückgekommen, so werde der Druck der öffentlichen Meinung und das Selbstgefühl der Arbeiter den Lohn rasch und ausgiebig steigern. Aber die Hoffnung hierauf genügt doch dem Verfasser nicht. Es bedarf seiner Ansicht nach einer „Emanzipation der Arbeit“ vom Unternehmergewinn und von der Bodenrente. Das Mittel, um den Unternehmergewinn zu beseitigen, findet der Verfasser in Produktions-Genossenschaften der Arbeiter. Solche mit Nutzen zu betreiben, seien allerdings zur Zeit die Arbeiter nicht befähigt. Aber sie müßten dazu, wenn auch mit großen Opfern, von Staatswegen erzogen werden. Sei dies erst gelungen, dann werde sich die freie Arbeit der ausgebeuteten gegenüber weit überlegen zeigen. Was aber die Bodenrente betrifft, deren Fortbestand

auch bei Beseitigung des Unternehmergewinns „das auf Erden herrschende Elend nur noch hoffnungs- und ausnahmsloser gestalten würde,“ so soll deren Beseitigung „in Wege friedlicher Entwicklung“ durch eine Art Enteignung der Eigentümer mittels einer ihnen zu zahlenden Rente oder auch in der Art vor sich gehen, daß das Grundeigentum nach einer Reihe von Jahren sich selbst amortisiere, d. h. unentgeltlich der Gesellschaft ver falle. Da dieser Gedanke einer Gesamtbodenenteignung jüngst noch von dem Amerikaner Henry George vertreten worden ist, so kommt unser Verfasser auf diesen zu sprechen, wobei er dann findet, daß die von demselben vorgeschlagene Lösung des sozialen Problems gemeinschaftlicher Bodenbenutzung allerdings sehr verkehrt sei. Er selbst hat aber die richtige Lösung gefunden. „Die Bodenbewirtschaftung wird Affoziationen überlassen, die sich nach eigenem Belieben und Bedürfnis bilden, ihre Thätigkeit auf größere oder kleinere Kulturobjekte ausdehnen, und denen der ungeschmälerete Bodenertrag gehört. Jedermann hat das Recht, niemand die Pflicht, solcher Affoziation beizutreten, und ebenso steht es jedermann frei, sich unter den verschiedenen Bodenaffoziationen eine beliebige auszuwählen. . . . Durch die absolute Freiheit der Produktion in Verbindung mit dem Affoziationsprinzip ergibt sich die vollkommene Harmonie der wirtschaftlichen Interessen.“

Nach dieser Darlegung der anzuwendenden Mittel schildert der Verfasser uns dann im zweiten Teile seines Buches den von ihm in der Idee aufgebauten „sozialen Staat,“ die beste aller Welten. Fast alle bisherigen Leiden werden darin geschwunden sein. Der unverkürzte Ertrag der Arbeit, der jedem Arbeitenden zufließt, wird die Befriedigung eines sehr hohen Ausmaßes von Bedürfnissen ermöglichen. Die Produktion wird viel reichlicher fließen. Die Kapitalbildung wird trotz des gesteigerten Konsums der Massen Fortschritte machen, da mit dem Konsum auch die Produktion wächst. Überproduktion ist nicht mehr zu fürchten. Der Daseinskampf wird weniger auf den Erwerb als auf die Geltendmachung geistiger Vorzüge gerichtet sein. Die großen Vermögen werden rasch verschwinden. Aber die höhern Fähigkeiten werden wegen Verallgemeinerung der Bildung leichter und sicherer den entsprechenden höhern Lohn finden. Der soziale Staat wird die größte Steuerkraft besitzen. Seine Steuern werden nicht als Druck empfunden werden. Die meisten unfruchtbaren Ausgaben des modernen Staates werden wegfallen. Polizei und Justiz werden kaum noch nötig sein. Neunundneunzig Prozent aller Verbrechen werden aufhören. Wo Arbeit die einzige, zugleich nie versiegende Quelle des Reichtums ist, wo Not und Elend unbekannte Dinge sind, kann es keine gegen das Eigentum gerichteten Verbrechen geben. Zufolge seiner hohen Bildung wird der soziale Staat eine Elite-Armee besitzen, welche im brutalen Daseinskampfe des Krieges den Heeren der ausbeuterischen Staaten unendlich überlegen sein wird. Die wirtschaftliche Gerechtigkeit wird auch die steigende Moralität zur Folge haben. Tugend wird in der sozialen Gesellschaft nichts andres sein als vernünftiger

Eigennutz. Menschenliebe in ihrer vollendetsten Form wird bei uns einkehren. Auch das Weib wird eine andre Stellung haben. Jeder Unterschied der moralischen und rechtlichen Auffassung der Handlungsweise beider Geschlechter muß aufhören. Bei der Eheschließung wird geschlechtliche Auswahl, frei von allen konventionellen und materiellen Nebenrückichten, das allein bestimmende Moment sein.

Wir lassen diesen letzten Teil unsers Buches auf sich beruhen. Man wird sich erinnern, daß schon Thomas Morus im Jahre 1516 eine ähnliche Beschreibung von der Insel Utopia geliefert hat. Was aber den ganzen Aufbau des Verfassers betrifft, so müssen wir denselben schon in seiner ersten Grundlage bestreiten. Zwar ist es richtig, daß es bei uns — sowie es überall und immer gewesen ist — eine Anzahl Menschen giebt, die mehr oder minder mit wirklicher Not zu kämpfen haben. Daß aber die große Masse unsers Volkes in tiefstem Elende lebe, ist eine durchaus unwahre Übertreibung. Der größte Teil unsers Volkes führt zwar kein glänzendes, aber doch ein ganz erträgliches Dasein. Dies gilt namentlich von der Masse unsrer Arbeiter, solange nicht den einen oder andern ein besondres Unglück trifft, das ihn in Not bringt. Während wir dieses schreiben, zieht gerade ein Karnevalszug von Tausenden, größtenteils aus Arbeitern bestehend, an unserm Fenster vorüber. Sieht das aus wie Massenelend? Unrichtig ist es auch, wenn der Verfasser der Masse der „Elenden“ einzelne, welche in größter Üppigkeit leben, gegenüberstellt. Zwischen den auf die geringste Existenz beschränkten und den übermäßig reichen zieht sich ein breiter Gürtel mittlerer Existenzen hin, welche, ohne reich zu sein, sich eines gewissen Wohlstandes erfreuen. So bildet die bürgerliche Gesellschaft in Beziehung auf Wohlstand eine Pyramide, in welcher die unterste Schicht der auf den geringsten Lebensbedarf angewiesenen allerdings die breiteste ist, die aber von da an bis zu den wahrhaft reichen sich allmählich zuspitzt.

Das Maß dessen, was jeder als Lebensbedarf bezieht, bestimmt sich in erster Linie nach der Summe der Güter, die wir erzeugen. Diese werden verteilt nach Maßgabe des Verdienstes eines Jeden. Unter diesem Verdienste ist zunächst Geldverdienst gedacht. Man kann ja zugeben, daß dieser Geldverdienst nicht immer dem moralischen Verdienste entspricht. Aber wir haben keinen andern Maßstab für die Schätzung des Verdienstes eines Jeden als den Wert, der seinen Leistungen von der gemeinen Meinung wirtschaftlich beigelegt wird. Und das ist das Geld, welches dafür bezahlt wird. Es entspricht der Natur der Sache, daß die große Masse derjenigen, welche für die Arbeit der menschlichen Gesellschaft nichts andres als die gewöhnliche Menschenkraft und den gewöhnlichen Menschenverstand mitbringen können, auf den relativ geringsten Anteil an den zu verteilenden Gütern angewiesen ist. Das Maß dieser Verteilung wird stets davon abhängen, daß bei ihr noch die große Masse der Arbeiter nutzbringend beschäftigt werden kann. Hat einmal längere Zeit ein

solches Maß gegolten, so gestaltet sich dasselbe leicht in dem Bewußtsein der Menschen als das des notwendigsten Lebensbedarfs (Standard of life). Und darauf gründet sich die Annahme, unsre Arbeiter seien in ihrem Lohne auf das „Existenzminimum“ angewiesen. Daß dem aber nicht wirklich so ist, darüber kann uns sowohl die Geschichte als die Geographie belehren. In der Geschichte brauchen wir nicht etwa um Jahrtausende oder Jahrhunderte zurückzugehen. Es ist ganz unzweifelhaft, daß noch vor fünfzig Jahren unsre Arbeiter von weit weniger als ihrem gegenwärtigen „Existenzminimum“ leben mußten. Sie sind heute besser gestellt in Wohnung, Kleidung, Nahrung, Genußmitteln und Vergnügungen. Auch die Geographie kann uns über die Täuschung unsers vermeintlichen Existenzminimums aufklären. In Amerika haben die chinesischen Arbeiter den amerikanischen ad oculos demonstrieren, daß man auch mit weit weniger, als diese beanspruchen, leben kann; und das hat die amerikanischen Arbeiter so empört, daß sie, wo sie können, die Chinesen totschlugen. Aber wir brauchen auch hier garnicht so weit zu gehen. Wer hat nicht schon in Deutschland bei größern Erdarbeiten Italiener arbeiten sehen? Auch sie leben anspruchsloser als der deutsche Arbeiter, und nehmen deshalb von ihrem geringern Lohne noch ein schönes Stück Geld mit in ihre Heimat. Käme einmal — was Gott verhüten möge — ein großes nationales Unglück über Deutschland, so würden auch unsre Arbeiter sich bequemen müssen, noch mit weniger als jetzt zu leben; und dann würden unsre Ansichten über das Maß der Lebensnotdurft schnell herabgehen. Einstweilen aber wollen wir uns freuen, daß unser Standard of life sich noch auf einer leidlichen Höhe befindet; und wir sollten doch wahrlich nicht an dem, was die Vorsehung uns gewährt hat, durch Phrasen vor dem „tiefsten Elende“ u. s. w. uns veründigen.

Nun kommt aber der eigentliche Quell aller Schmerzen. Es giebt nämlich Menschen, die sehr reich werden und deshalb im Überflusse leben. Wüßten wir hiergegen ein Mittel, ließe sich namentlich verhindern, daß jemand durch völlig unproduktive Spekulationen reich wird, so würden wir mit Freuden auf ein Mittel dieser Art eingehen. Leider wissen wir keines, das ohne Preisgebung der wichtigsten Interessen der sozialen Ordnung angewendet werden könnte. Den Unternehmergeinn durchweg als eine „Ausbeutung“ der Arbeiter zu brandmarken, dazu können wir uns nicht verstehen. Der Unternehmergeinn ist der Lohn dafür, daß jemand ein für die Menschheit nützlichcs Unternehmen in die Welt gesetzt hat. Das ist Sache der Tüchtigkeit, der Klugheit und Sorgsamkeit, mag auch oft das Glück dabei eine Rolle spielen. Die Berechtigung jenes Gewinnes liegt darin, daß jedem Unternehmen auch die Gefahr des Mißlingens gegenübersteht, welche der Unternehmer tragen muß. Dafür kann er im Falle des Gelingens auch den Gewinn des Unternehmens als Lohn beanspruchen. Ohne diesen Lohn würde niemand mehr ein Unternehmen wagen. Dann aber würde das ganze wirtschaftliche Leben stillstehen; und auch die Arbeiter würden

keine Arbeit und keinen Verdienst mehr haben. Der Unternehmerge Gewinn ist deshalb ein unentbehrlicher Faktor unsers Wirtschaftslebens. Wenn der Verfasser diesen Gewinn zu übermäßig findet, so hat er wohl nur Geschäfte vor Augen, die ausnehmend gut gehen. Aber giebt es nicht auch Geschäfte mit mäßigem Gewinne? Und nicht auch solche, die sich nur eben über Wasser halten? Hat man niemals von Geschäften gehört, in welchen bei jahrelangem Ringen der Unternehmer sein ganzes Vermögen zugefetzt hat? Wenn man nun bei Geschäften dieser Art von einer Ausbeutung des Unternehmers durch die Arbeiter reden wollte? Das wäre gerade so berechtigt, wie im umgekehrten Falle von einer Ausbeutung der Arbeiter durch den Unternehmer zu reden.

Es ist auch eine ganz unrichtige Berechnung, wenn der Verfasser glaubt, durch die Verteilung dessen, was die Reichen zu viel beziehen, ließe sich eine allgemeine Wohlhabenheit herstellen. Diese Verteilung würde sehr wenig auftragen, aus dem einfachen Grunde, weil der Reichen zu wenig und der Besitzlosen zu viel sind. Ebenso unrichtig ist die Berechnung des Verfassers, daß die Kraft unsrer Maschinen, welche mehrere hundert Millionen Menschenkräfte betrage und welche daher ebenso viele hundert Millionen für uns arbeitender Sklaven darstelle, eigentlich dahin führen müsse, daß die lebendigen Menschen nur ganz wenig noch zu arbeiten brauchen. Er vergißt dabei, daß die Maschine zwar Menschenkraft, aber keinen Menschenverstand hat, und daß dieser letztere stets durch die Arbeit lebendiger Menschen ergänzt werden muß.

Nun will der Verfasser den Arbeitern dadurch helfen, daß er sie selbst zu Unternehmern macht, indem sie sich zu Produktivgenossenschaften vereinigen und so zugleich den Unternehmerge Gewinn ziehen sollen. Recht schön. Wenn es nur anginge! Man hat es ja schon öfter versucht, und es ist nicht gegangen; aus sehr natürlichen Gründen. An diesen Gründen kann auch die staatliche Erziehung, welche der Verfasser den Arbeitern angebeihen lassen will, nichts ändern. Selbst wenn sich unter den Arbeitern Persönlichkeiten fänden, die zur Leitung eines Unternehmens fähig wären und die auch das für eine solche Leitung unentbehrliche allseitige Vertrauen genöfßen, so liegen doch noch andre kaum überwindliche Schwierigkeiten vor. Bei einer Geldgenossenschaft (Aktiengesellschaft) ist mit dem eingezahlten Aktienkapital der Anteil eines jeden Teilhabers am Gewinne endgültig festgestellt. Wie anders aber, wenn der Einschufß der Beteiligten in fortwährend zu leistender Arbeit bestehen soll, die der unsichersten Wertschätzung unterliegt? Die Arbeiter müßten nicht Menschen sein, wenn daraus nicht die unsäglichsten Streitigkeiten erwüchsen. Vereinzelt kann eine solche Produktivgenossenschaft vielleicht glücken. Als allgemeine Einrichtung halten wir sie für unmöglich.

Noch weniger befriedigend sind die Vorschläge, mit denen die Arbeiter der „Ausbeutung“ durch die Bodenrente entzogen werden sollen. Zunächst scheint der Verfasser doch zu verkennen, daß der Wert unsers Grundbesitzes nicht aus

bloßer Okkupation der freien Natur hervorgegangen ist. Auch in dem Grundbesitz steckt eine Summe von Arbeit, nicht allein wenn derselbe mit künstlichen Anlagen (Bauten u. s. w.) besetzt ist, sondern auch schon dann, wenn er aus roher Wildnis in angebautes Ackerland umgewandelt ist. Mit welchem Rechte glaubt der Verfasser dieses Stück „angesammelter Arbeit“ dem Eigentümer wegnehmen zu können? Und welche Lösung hat er für die dann eintretende „freie“ Benutzung? Assoziationen sollen sich in die Benutzung teilen. Aber wie? Nach welchen Grundsätzen? Wer bestimmt den Anteil eines Jeden und welches Recht erwirbt der Einzelne an seinem Anteil? Muß er, wenn übers Jahr sich neue Genossen melden, diesen ein Stück davon wieder abgeben? Und glaubt man, daß dann noch jemand irgendeine Verwendung auf ein Grundstück machen würde? Doch wir verlieren kein Wort weiter über diesen abenteuerlichen Gedanken.

Ein Buch wie das vorliegende würde man vor fünfzig Jahren als völlig harmlos haben betrachten können. Heute halten wir es nicht dafür, wir halten solche Bücher für durchaus gefährlich. Werden sie auch nicht von den bethörten Massen unserer Sozialdemokratie gelesen, so lesen sie doch die sozialistischen Führer und Agitatoren. Diese lesen sich heraus, was sie in ihrem sozialistischen Wahne bestärkt und was in ihren Kram paßt. Sie berufen sich darauf bei ihren Genossen und fühlen sich gehoben, daß auch die „Wissenschaft“ die Berechtigung ihrer Sache anerkenne. Kritik behalten sie nur genug, um sich zu sagen, daß die Ziele, die solche Bücher so schön ausmalen, sich doch nicht auf dem Wege „friedlicher Evolution“ erreichen lassen. Was folgt daraus? Solche Bücher predigen, sie mögen wollen oder nicht, die Revolution.

Wir sind der Ansicht, daß wir nur vor folgender Alternative stehen. Entweder wird die gegenwärtige Art der Produktion ruhig fortgesetzt, was nicht ausschließt, daß wir unablässig bemüht sind, wirklichen Notständen in unsern geringern Klassen nach Kräften abzuhelpen. Oder wir verfallen in das Chaos einer Revolution, aus welcher dann nach allen blutigen Greueln und nach unfählichen Einbußen am Volkswohlstande — doch wieder die nämliche Produktionsweise hervorgehen würde. Ein Drittes giebt es nicht.

